

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 13 (1909-1910)
Heft: 11

Artikel: Die stillen Gewalten : Erzählung [Schluss]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zum 1. August 1910.

(Nachdruck gegen Quellenangabe gestattet.)

Wenn sich in der Nacht der Nächte,
Die der Freiheit Hort gegründet,
Auf den Höhen, an den Hängen
Feuer rings an feu'r entzündet,
Wenn des Volkes Dankgesänge
Und die feierglocken schweigen,
Müssen aus den tiefen Talen
Die beschwornen Schatten steigen.

Die sich einst im Kampf gefunden,
Um das heilige Gut zu wahren,
Schweben durch die Opferwolken
Über uns in seligen Scharen;
Die einst auf der Walfstatt lagen,
Schwertzerhau'n und speerdurchschossen,
Wollen sich die Hände reichen,
Grüßen sich als Eidgenossen.

Und wir drücken uns die Hände,
Ihres Sieges uns zu freuen,
Und wir hören ihre Schwüre,
Sie durch Taten zu erneuen:
Schutz und Wehre, Hilf' und Liebe
Bieten wir den schwerbedrängten
Eidgenossen, von dem Grimme
Der Natur so herb gekränkten.

Um die rasende zu fesseln,
Laßt uns, Brüder, Ketten schmieden;
Schwestern, weil die Armen weinen,
Sei des Tages Schmuck gemieden!
Werft ihn hin, und mit den Ketten
Wird der Not die Hand geschlossen . . .
Nächtlich, horcht, rauscht's her vom Himmel:
Heil! noch gibt es Eidgenossen!

A. V.

Die stillen Gewalten.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Schluß.)

„Nun, liebe Frau?“ fragte Kaspar in dem förmlichen Ton, den er hatte. Der Schein der Lampe traf seinen jugendlichen Kopf und ließ das schwarze Haar glänzen.

Kordula verlor die Sicherheit. Es war doch nicht so leicht, wie sie gemeint hatte! Es war etwas da — sie — sie mußten nicht recht miteinander umzugehen.

„Ich muß mit dir reden“, stieß sie heraus. Sie trat nahe zu ihm hin und stützte eine Hand auf die Schreibtischdecke.

„Hoffentlich ist es nichts Unangenehmes“, sagte Kaspar gelassen; dabei doch sichtlich in seiner Ruhe gestört.

„Du mußt es selbst fühlen,“ begann Kordula wieder. Und plötzlich kehrte ihr der Mut zurück. Die Wangen röteten sich ihr, und die Augen wurden feucht. Sie brauchte gar nicht nach Worten zu suchen. Ihr ganzes

Leid gewann auf einmal Sprache. „Es ist schon lange etwas zwischen uns,“ leitete sie ein. „Du weißt es so gut wie ich. Was es ist, kann ich nicht sagen, etwas Unsichtbares, das sich zwischen uns drängt, trotz allen guten Willens, und das uns nicht — nicht miteinander glücklich sein läßt.“

Sie schilderte, wie die Last der Kummernis sie erdrücken wolle, wie sie nicht heimisch werden könne auf Lindenberg, wie eine heiße Angst sie erfülle, als bereue er, Kaspar, sie in sein Leben geführt zu haben. Sie wisse oder meine doch zu wissen, daß seine Mutter und alle diejenigen, die auf dem Lindenberg verkehrten, sie wie aus einer andern Welt herkommend betrachteten, wie sie ja auch wirklich aus einer ganz andern Welt stamme, ganz anders geartet sei als die Menschen hier um sie. Dann brach sie in Weinen aus. Die Tränen strömten so stürmisch von ihr, daß sie sie mit den Händen nicht zu halten vermochte und sie ihr weißes Sommerkleid neigten. Sie hatte sie sichtlich lange zurückgehalten, und nun sprangen sie von ihr als ein heißer, nicht einzudämmender Strom. Sie kniete vor Kaspar nieder. „Vergiß nicht,“ schluchzte sie, „wie es einmal gewesen, früher, vor Jahren.“ So begann sie ihn an die Zeit zu erinnern, da sie einander kennen gelernt hatten, und fand rührende Worte, die Kaspar zu Herzen gingen, so daß er sie zu unterbrechen und, überwältigt von seinen Empfindungen, sie aufzuheben suchte. Sie wehrte ihm aber und bat, sie ganz aussprechen zu lassen. Es lag etwas Großes und Ganzes in allem, was sie sagte. Eine merkwürdige Selbsterkenntnis, eine erschütternde Bescheidenheit des Charakters verriet sich in ihren Worten und ließ erkennen, wie sie in vielen Nächten alles überlegt und über sich selbst klar geworden. Unwillkürlich und nicht als Vorwurf für den Gatten gemeint, klang eine leise Klage mit: Warum habt ihr mich aus meinem Frieden aufgestört, mich nicht dort gelassen, wo ich Wurzel hatte.

Kaspar Brun errötete. „Du darfst überzeugt sein,“ begann er und wollte sie seiner Liebe versichern.

Aber wieder ließ sie ihn nicht reden.

„Fühlst du nicht, daß es so nicht weitergehen kann?“ fragte sie.

Er wußte keine Antwort. Es war viel Wahrheit in dem, was er gehört hatte. Alles das hatte er selbst sich gesagt und keinen Ausweg gewußt. Aber in diesem Augenblicke ergriff ihn ein tiefes Mitleid mit Rordula, der feste, feierliche Wille zur Pflicht erfüllte ihn mehr denn je. „Ich habe dich ruhig angehört,“ begann er langsam, beschwichtigend. Und das Verlangen zu beschwichtigen war vielleicht ebenso groß wie sein Mitleid. Er redete Rordula dann zu, sie sehe alles zu schwarz. Gewiß, es beständen Gegensätze, doch mit gegenseitiger Duldsamkeit — — —

Rordula unterbrach ihn. Sie stand auf. „Nicht so, nicht so“, bat sie in tiefer Angst. „So kann es nicht gut werden. Wir dürfen nicht flüchten, nicht verbergen. Eben, weil wir nicht recht wissen, was uns einander fremd macht, müssen wir danach suchen, einander zu helfen.“

„Ich will nichts andres“, sagte Kaspar. Es war eine schwache Ungeduld in seiner Stimme.

Kordula haschte nach seiner Hand. Aber er konnte nicht über sich selbst hinausz. Es schien ihm etwas Theatralisches in die Szene zu kommen. Das widerstrebte ihm. „Ich bitte dich, Kind, sei vernünftig“, mahnte er ein wenig kalt, die Hand zurückziehend. „Wir müssen miteinander auskommen, müssen. Haben wir denn nicht die Kinder?“

Kaspar Brun liebte seine Kinder, nach seiner Art freilich, tief, mehr als irgend jemand wußte, aber mit derselben fernen und heimlichen Liebe, die wie alle seine Gefühle etwas Verborgenes und Verschämtes hatte.

„Nur der Kinder wegen?“ fragte Kordula. Und dann, ganz leise: „Und für mich hast du keine Liebe mehr?“

Er wurde fast zornig. „Warum quälst du mich? Wie sollte ich dich nicht lieb haben?“ fragte er.

Sie aber sah ihn immer noch groß an. Ihre Angst wuchs. Sie prägte sich in der Haltung ihrer Hände und in ihren weit geöffneten Augen aus. Er sagte wohl, daß er sie liebe. Aber sie konnte ihm nicht glauben! In seinem Wesen fehlte die Bestätigung seiner Worte. Sie suchte nach den Beweisen seiner Liebe in seiner Miene, im Tonfall seiner Stimme, suchte und suchte mit steigendem Schrecken und fand sie immer nicht. Wohl redete sie sich zu, daß sie nicht klar sehe, sich auf ihre eigenen Augen nicht verlassen könne; aber es half nichts. Sie suchte, suchte: hatte er die Liebe? Plötzlich fragte sie mit engem Atem: „Wäre — Susanne Wertmüller die Frau, die zu dir — —“

„Wie kommst du darauf?“ fragte er mit blankem Staunen. Und noch während er fragte, überwältigte ihn die jähe Erkenntnis: Ja, Susanne Wertmüller wäre die Frau! Irgendwo im Innersten hatte er das empfunden. Er hatte es nie gewußt. Aber nun es gesagt wurde, wußte er es. Einen Augenblick verließ ihn die Fassung. Er empfand einen brennenden Schmerz, den Wunsch, zu sagen: „Ja, das wäre die Lösung!“ Aber er sprach es nicht aus, hätte es tags seines Lebens nie sagen können; denn so jäh diese Erkenntnis in ihm aufflammte, so unumstößlich fest stand die andre Überzeugung in ihm, daß nichts zu ändern war, daß Kordula und er das Leben miteinander leben mußten, recht und in Ehren mußten.

„Du sollst keine solchen Fragen stellen, Kordula“, sagte er dann mit Würde. „Ich bin dein Mann. Wie kannst du mich nach einer andern fragen?“

Kordula wollte entgegnen. Heftige verzweifelte Worte drängten sich ihr auf. Warum wich er aus? Warum gab er keinen geraden Bescheid: Die andre ist mir nichts. Aber gerade die Gewißheit, daß der Mann vor ihr, der ehrenwerte Mensch keinen Schritt vom geraden Wege weichen würde, nahm ihr die Sprache. Das Herz war ihr so schwer, daß sie es wie

eine körperliche Last empfand, und die Knie ihr zitterten. Sie sah nirgends einen Ausweg, sah nur, daß auch diese Aussprache zu nichts führen würde.

In diesem Augenblicke pochte es an die Tür. Frau Brun trat auf die Schwelle. Sie zögerte, als sie Kordula erblickte, aber Kaspar winkte sie herein, und sie trat ruhig näher, als er sagte: „Komm nur, Mutter, wir wollen vor dir kein Geheimnis haben. Wir sprechen von unserer Ehe, Kordula und ich“, fuhr er fort. „Und daß wir einander nicht immer verstehen.“

Er sagte das mit ruhiger Güte. Kordula aber fühlte zum hundertsten Male, daß ihm die Liebe fehlte. Die Verzweiflung packte sie aufs neue, heftiger, warf sie aus allen Gleisen. Sie begann wieder zu schluchzen. Ihr Weinen bekam etwas Kindisches, halb Hilfloses, halb Trozig-flügelndes, wie aus engen Verhältnissen hervorgegangene Menschen manchmal schweren Schicksalen gegenüber zänkeln: Warum triffst du gerade mich!

Frau Brun stand in ihrem schwarzen Kleide zwischen beiden. Ihr schneeweißes Haar gab ihr eine große Ehrwürdigkeit. Sie legte eine Hand auf die Schulter der schluchzenden Tochter, ruhig; in der Berührung der Finger lag eine wohlthuende Barmherzigkeit.

„Es muß gehen, meine Kinder“, sagte sie. „Wir müssen alle einander helfen; denn wir haben jedes seine Schuld. Wir haben etwas Schweres versucht und es zu wenig überdacht, ehe wir es begannen. Es ist eine mühsame Aufgabe, Menschen, die aus den verschiedensten Lebensschulen hervorgegangen, zu einer gemeinsamen Lebensbetrachtung zu führen; noch mühsamer aber ist es, zwei Charaktere, einen weichen, zarten, nach Liebe verlangenden und einen verschlossenen, scheuen einander anzupassen. Es braucht viel Geduld, viel Geduld. Aber — wir müssen sie haben.“

„Wir werden sie haben“, sagte Kaspar mit Nachdruck. Er trat zu seiner weinenden Frau, nahm ihr heißes Gesicht zwischen seine Hände und küßte sie auf die Stirn.

Da sah Kordula mit wildem Blick auf. Was war es nur? war sie selbst schlecht? oder wo lag die Schuld? Diese beiden da vor ihr meinten es wohl, sie hatte kein Recht zu irgendeiner Klage. Sie waren ehrenwert — so achtbar, so — Und doch — sie wußte, daß keine Geduld half, daß nichts besser werden würde!

„Fasse dich, Kordula“, mahnte leise Frau Brun und wollte den Arm um sie legen. Doch diese wehrte ihr.

„Ja, ja“, sagte sie mit einer müden Bewegung ihrer Hände, „gewiß, wir müssen Geduld haben.“

Damit ging sie nach der Tür, tat sie auf und schlich hinaus.

Die beiden Zurückgebliebenen standen einander stumm gegenüber. Es war, als ob sie noch immer nach der Tür lauschten, die sanft und scheu ins Schloß gefallen war. Das war die Verschiedenheit zwischen ihnen und der Hinausgegangenen, daß sie, die Zurückgebliebenen, nicht weiter von dem

sprechen konnten, was eben begegnet war. Es war, als verzitterten zwei Seufzer; aber vielleicht war auch das Täuschung. Kaspar ging an seinen Schreibtisch zurück. Ein wenig zerfahren griffen seine Hände dahin und dorthin. Dann drehte er sich um und fragte mit einer Stimme, der nur noch dumpf die heftige Erregung anzumerken war: „Ja — Mutter, du kamest?“

„Ich wollte dich fragen, Kaspar,“ entgegnete mit derselben steifen Langsamkeit Frau Clementine, „ob der Gärtner auch die Linden schneiden soll, oder ob du sie weiter so dicht wachsen lassen willst?“

VIII.

Sie hatten alle Geduld. Sie behandelten einander mit der ausgesuchtesten Rücksicht. Aber es war nicht das Rechte, das Wahre. Jedes von den drei Hausgenossen hatte eine heimliche Angst: Tue ich alles, was meine Pflicht ist? Und weil sie so ängstlich auf ihre Pflicht bedacht waren, fehlte ihrem Leben die Freiheit und die Befriedigung. Sie brachten keine Traulichkeit in ihren Verkehr.

Kordula litt am meisten; denn Kaspar hatte seine weitausgreifende Tätigkeit, Frau Clementine aber ging ihre eigenen stillen Wege und kümmernte sich weniger um die andern. Kordula war einem gefangenen Vogel vergleichbar, der zuzeiten wild und angstvoll gegen die Stäbe seines Käfigs flattert, zu andern ermattet in einem Winkel sitzt und trauert. Die Kinder, denen die kleine frierende Mutter sonst nachlief, um sich an ihrer Liebe zu wärmen, gingen in die Schule. So war Kordula oft allein. Zuzeiten trieb die Unruhe sie hin und her im Hause, ziellos treppauf und treppab, zu andern saß sie in ihrer kleinen Nähstube, die Hände untätig im Schoß. Diese Hände redeten eine Geschichte. Sie wurden immer durchsichtiger, und die Finger suchten einander und falteten sich, als müßten sie beieinander Kraft suchen. Kordula grübelte. Warum nur war sie hier? Sie konnte nicht Wurzel fassen. Sie mühte die Menschen, die um sie waren, und fühlte es wohl. Sie war ein Stein im Wege. Vor Kaspar fing sie an, sich zu ängstigen. In den Zeitungen stand von neuen Unternehmungen seines Hauses zu lesen, die seinen Namen weiter über See trugen. Dem schlichten, wortkargen Manne sah man nicht an, welch kluger, kraftvoller Geist in ihm wohnte. Aber eben, weil seine Bedeutung so groß und verhüllt war, überfiel Kordula Scheu vor ihm, hinter der die Liebe nur heißer brannte. Er gab ihr nie ein hartes Wort, war voll Aufmerksamkeit, voll einer altväterischen, in ihren Formen manchmal fast lächerlichen Ritterlichkeit. Auch diese, die Etikette aufs strengste wahrende Rücksicht machte sie unsicher. Mit ihrer eigenen Natürlichkeit und ihrem Bedürfnis nach Liebe fühlte sie sich dagegen klein und unbeholfen.

Susanne Wertmüller kam immer noch ins Haus, vielleicht ein wenig seltener, aber noch oft genug. Einmal im Laufe eines Gespräches mit Kordula kam sie auf Kaspar Bruns Geschäftskenntnisse, seine Umsicht, dann auf seine künstlerischen Neigungen. Sie nannte ihn einen der bedeutendsten

Männer, die die Stadt gegenwärtig besaß, und sprach weiter von Dingen, die Rordula nicht wußte, manchmal nicht verstand. Diese fühlte, wie jene ihren Mann besser kannte als sie selbst. Susanna sagte alles ruhig, alles so, wie es sich schickte, mit großer Förmlichkeit, immer gleichsam Rordula den Vortritt vor sich selber lassend. Jedes ihrer Worte aber demüthigte diese unwillkürlich, weil es so klug und richtig war und sie selbst so nicht sprechen konnte. Jedes war ein Stich; denn sie dachte daran, wie auch Kaspar zwischen ihr und Susanna Vergleiche ziehen und sie dabei naturgemäß den kürzeren ziehen müsse.

Kaspar gab ihr nicht Anlaß, mißtrauisch zu sein. Seit sie Susannas Namen ihm genannt hatte, schien er sich noch mehr als vorher zu hüten, irgend etwas zu sagen oder zu tun, was ihm nicht anstand. Er vermied es, mit Susanna allein zu sein, und sein Benehmen gegen sie war von derselben umständlichen Förmlichkeit, mit der er mit all den andern Bekannten seines Kreises verkehrte. Und dennoch war Rordula eifersüchtig und wußte, daß sie Grund dazu hatte. Sie wußte es aus hundert geheimen Zeichen, die niemand sah als sie selbst, die auch die zwei, Kaspar und Susanna, nicht ahnten. Sie sah ein stummes, verhaltenes Hungern. Sie wußte es und konnte nicht sagen woher.

Ihre versteckte Verzweiflung wuchs von Tag zu Tag. Manchmal entlief sie dem Hause, ohne sich für den Ausgang vorzubereiten, ging in die Stadt und landete an der Staffelnasse. Dort war sie ausgelassen fröhlich, um den Vater und Jungfer Appert über ihren Seelenzustand zu täuschen und meinte doch, schreien zu müssen: Nehmt mich wieder! Laßt mich irgendwo ausruhen. Plötzlich, wie sie hereingeschnitten war, lief sie wieder davon.

„Was soll das sein? Sie hat nirgends Ruhe“, sagte Maria Appert. Meister Severin schüttelte nur immer in stiller Betrübniß den alten Kopf.

Kaspar Brun erkannte inzwischen ebenfalls, daß die Geduld, die sie alle hatten, umsonst war. Aus dem Fehlschlagen alles guten Willens erwuchs ihm eine neue Last. Er fürchtete die Abende zu Hause, die Gesellschaft Rordulas. Der Ausdruck verhaltenen Kummers in ihrem Gesicht tat ihm weh. Wenn er in seinem Geschäfte war, atmete er auf und atmete auf — — in Susanna Wertmüllers Nähe.

Eines Tages fand er Rordula wieder in Tränen. Er fand sie jetzt häufig so. Sie weinte, wie er noch niemanden hatte weinen sehen, als löse sich ein lebenslanger Kummer in ihren Tränen. Er suchte sie zu trösten. Aber sie beruhigte sich nicht. Er wußte sich nicht mehr zu helfen. Und plötzlich faßte ihn eine Art Troß und Groll. Er ging aus dem Zimmer; wiewohl er in seinem gleichmäßigen, steifnackigen Gang schritt, war er tief erregt. Es litt ihn nicht im Hause. Er nahm seinen Hut und schritt in den sinkenden Abend hinaus, dem waldigen Hügel zu, der sich hinter dem Gute aufbaute. Ein paar schmale Pfade kreuzten da oben Wiesen und Waldland. Sie waren

um diese Stunde leer. Hinter einem Schlag hochstämmiger Tannen, die mit schlanken braunen, bis hoch hinauf astlosen Stämmen und kleinen dunkeln Kronen sich vom Himmel abhoben, war die Sonne niedergegangen. Nun brannte dort ein flammendes Rot, als käme eine gewaltige Lohe daher, die im nächsten Augenblick den kleinen Wald umfassen müßte. Der Widerschein dieser Glut lag über dem hügeligen Lande und verflärte es. Ein Teich, der unterhalb des Waldes lag, trug Blut in seinem Grunde. Reglos stand das Schilf in der roten Flut, von rosigen Lichtern überlaufen. Fern in der Lücke eines größeren Gehölzes stand ein dunkles Häuschen. Dort hatten sie schon Licht gemacht. Und das brennende Fensterchen trug einen neuen Ton von Rot in die abendlichen Feuerfarben.

Kaspar Brun schritt mit auf den Rücken gelegten Händen planlos gegen das Wäldchen hin. Er pflegte in ganz derselben Haltung in seinen Geschäftsräumen auf und nieder zu gehen. Niemand sah ihn an, daß seine Seele Wellen schlug. Aber es war heute Sehnsucht in ihm, ein unbestimmtes Verlangen nach einem Glück, das Arbeit und Erfolg nicht geben konnten. Da fiel ihm Susanna ein. Er leistete dem Gedanken weniger Widerstand als sonst, ließ sich gehen, freute sich, daß sie in seinem Leben war, wünschte, daß sie bei ihm wäre. Plötzlich erschraf er.

Susanna Wertmüller war wirklich da.

Sie kam auf dem Wege daher, auf dem er ging, war aus dem Walde herausgeschritten. Schwarz gekleidet, trug sie den Hut und ein helles Seidentuch am nackten Arm. Der Schnitt ihres Gewandes war übertrieben schlicht, Nacken und Arme waren bloß und schimmerten in tiefer Blässe. Ebenso blaß war das Gesicht, aber der abendliche Rosenschein leuchtete hinein, und das kupferfarbene Haar bildete einen fremdartigen Gegensatz zu dem kleinen roten Lichtern, die sich zwischen die Strähne legten.

Sie grüßten sich, sie mit einem Neigen des Kopfes, er mit leichtem Hutlüften.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte Susanna.

Ihre grauen Augen schauten Kaspar scharf an. Es war diesem, als erriete sie, daß er einer häuslichen Szene entwichen. Das gab ihm eine eigentümliche Linkishheit.

„Ich weiß nicht,“ gab er zerfahren zurück. „Ich bin noch nie hier gewesen.“

„Ich aber gehe jeden Abend diesen Weg,“ sagte sie.

„Ich begleite sie zurück,“ bemerkte Kaspar, und sie setzten sich langsam Seite an Seite in Bewegung. Sie gingen in ihrer steifen, zimperlichen Weise. Die Worte boten sich ihnen nicht. Sie konnten lange in kein Gespräch kommen. Einmal berührte Kaspar's Arm das Tuch Susannas, da begab sie sich ängstlich mehr an die Seite des Weges, damit nicht der Schein

einer Vertraulichkeit an ihrem Spaziergang sei. Dann wurde der Weg schmal.

„Ich bitte, Fräulein von Wertmüller,“ sagte Kaspar Brun und ließ die Dame mit gezogenem Hute an sich vorbei, und bald darauf wollte er ihr das Tuch abnehmen und bat umständlich, es ihm zu überlassen, und ebenso umständlich lehnte sie ab: „Sie sind zu gütig, Herr Brun. Ich bin Ihnen verbunden, aber es trägt sich so leicht.“

So machten sie, wie es ihre Art war, aus jeder Kleinigkeit und Alltäglichkeit ein Wesen.

Aber dennoch ging zwischen ihnen die Liebe. Ihre Stimmen klangen manchmal beengt.

„Wie geht es zu Hause, wenn die Frage erlaubt ist?“ fragte Susanna.

„Ich danke,“ gab er zum Bescheid und wollte fortfahren: gut. Aber er brachte die Lüge nicht heraus.

Und nun geschah das Wunderfame, daß eine fremde Gewalt ihnen den Zwang wegnahm, den Erziehung und Sitte auf sie legten. Zu andrer Zeit würde Susanna sich gescheut haben, zu fragen. Jetzt sagte sie: „Frau Rordula erscheint oft recht niedergestimmt.“

Kaspar, der die Augen am Boden gehabt, sah auf. Sein Herz klopfte. Mechanisch gab er Antwort: „Leider weint sie viel.“

Sie standen still, wußten nicht weiter. Aber es war, als ob blitzähnlich Erklärung auf Erklärung sich folgte. Sie errieten eines des andern Gedanken. Susannas Blick sagte deutlich: Ich weiß wohl, du bist nicht glücklich, Mann. Und der Kaspar's gestand: Ich will es dir nicht verhehlen. Ich bin nicht glücklich.

Es lag eine tiefe Gewalt in diesem schweigenden Zwiegespräch.

Beider Lippen zitterten auf einmal vor Verwirrung und Erregung.

Dann bezwang sich Kaspar: „Wollen Sie nicht im Vorbeigehen meine Mutter grüßen?“ fragte er. „Es liegt so an Ihrem Wege.“

Er sagte das in der Verwirrung des Augenblicks, unbedacht, nur um irgend etwas zu sagen, und weil das Schweigen unerträglich war. Raum hatte er es gesagt, so reute es ihn.

„Ja gern — ich komme,“ sagte Susanna.

Dann kam das Schweigen doch wieder, das redende Schweigen.

Ghe der Weg sich senkte, hielten sie noch einmal an. Das Rot war erloschen. Es dunkelte, Sterne kamen. Wie Augen, die neugierig gucken.

Kaspar Brun faßte Susannas Hand in seine beiden, fast nur so, wie er es jeder Dame tun mochte, mit einer Art hochachtungsvoller Verbindlichkeit. Warum er das tat, wußte er selbst nicht; ein innerer Drang hieß ihn so tun, und er sagte dazu etwas von seiner Freude, daß Susanna und seine Mutter sich so wohl verstanden. Aber plötzlich packte es ihn, daß er ihre Hand preßte. Sie sahen einander an. Es wollten Worte auf ihre Lippen kommen. Dann,

als sie sahen, daß sie sich verraten würden, wendeten sie sich ab und gingen weiter.

Vor dem Eintritt in das Haus zum Lindenberg überfiel sie eine fürchterliche Angst. Ganz als ob sie etwas Böses begangen hätten!

Sie kamen an das große Einfahrtthor und schritten über den gebüschumschlossenen Gartenweg. Es war fast dunkel. Am Hause brannte schon die große elektrische Lampe, die Kaspar vor kurzem hatte anbringen lassen. Gerade als sie in das Licht dieser Lampe traten, erschien Nordula auf der Schwelle, vielleicht um nach ihrem Manne auszuschaun. Vom Lichte geblendet, wurde sie ihrer erst gewahr, als sie sie ansprachen. Da aber sahen sie einen eigentümlichen Ausdruck durch ihre Züge gehen. Es war peinliche Überraschung, die sie mühsam überwand und die in einem gequälten Lächeln endete. Sie schien sich zu wundern, daß sie, Kaspar und Susanne, beisammen waren. Beide erröteten jäh und tief, wiederum wie auf einer Schuld ertappt. Und Nordula sah es. Scharf, erstaunt, dann voll Schrecken starrte sie sie an.

Kaspar gewann seine Fassung zurück und erzählte, wie er und Susanna sich begegnet, und daß diese im Vorbeigehen seine Mutter grüßen wolle.

„Gewiß! Warum nicht?“ stammelte Nordula. Sie wußte kaum, was sie sagte. Ein Brausen war in ihren Ohren, ein Gefühl, als ob Mauern zusammenbrächen. Ihr Lebensbesitz stürzte ein! Sie gab sich Mühe, hielt sich aufrecht, bis Susanna bei Frau Brun eingetreten und Kaspar in die Wohnstube gegangen war. Dann drehte sie sich im Flur und lief in den Garten hinaus. Sie lief irgendeinen Weg hinab und einen andern quer und wieder einen zurück. Mit beiden Händen hielt sie ihren Kopf. Sie war wie von Sinnen. Und es war, als liefen die Gedanken als Reiter hinter ihr her und schlugen mit schweren Peitschen nach ihr: Warum bist du noch in diesem Hause? Siehst du nicht, wie es hier gut wäre ohne dich! Wie sie friedlich wohnten, diese Menschen in ihrer Sonderart! Wie sie das Glück hätten und — und die Liebe! Warum störst du noch? Warum gehst du hier um, immer um, als etwas, was nicht her gehört!

Als sie an ihren Gatten dachte, stand sie still. Das Leid schüttelte sie. Sie hing an ihm wie an ihrem Gott. Sie hätte sich wie ein Hund an seine Thür schleichen und ihn bitten mögen: Verjage mich nicht!

Kaspar!

Bald irrte sie wieder weiter. Niemand konnte ihr helfen! Auch er nicht! Ihr Mann nicht! Er tat nichts, als was recht war. Aber ihr Schicksal war stärker. Nicht das Schicksal, — die — die stillen Gewalten in den menschlichen Herzen, Gewalten, deren sich keines erwehrte. Scheue Mächte, die sich zu tiefst im Grunde regten und doch die Oberfläche in Stürme warfen.

„Mein Gott! Mein Gott!“ stöhnte Nordula Brun. Sie fand keinen Weg durch den Wirrwarr ihrer Gefühle und ihres Lebens.

Sie war jetzt in der Lindenallee angekommen und sah den See vor sich liegen. Die Bäume rauschten schwer; ein plötzlicher Wind hatte sich erhoben. Über den schwarzen See hin liefen wie Schauer rinnende Schatten. Da legte Kordula beide Hände vor die Brust und hielt an.

Da war das Wasser! Da in den See hinab — da — — — Es wäre nur ein Augenblick! Dann wäre sie, Kordula, fort, aus dem Wege!

Aber nein!

Sie wurde plötzlich ruhig. Was würde Kaspar Brun sagen? Und — die ganze Stadt würde reden. Und dann — die Kinder!

Und noch, während sie die Todesgedanken weit von sich wies, fiel ihr Blick auf das jenseitige Seeufer. Viele Lichter waren angezündet. In Reihen standen sie, und einzelne hingen kleinen goldenen Ketten gleich am Berge oder sahen als leuchtende Punkte aus der Nacht. Die einzelnen Lichter besonders hatten eine leise, frohe Unruhe, als ob sie lebendig wären und winkten. Kordula fiel ein, daß unter den Häusern, die mit diesen roten Lichtern über den See schauten, auch dasjenige ihres Vaters war. Das Herz wurde ihr warm. Ein Gefühl ergriff sie — ähnlich dem Verlangen eines Wanderers, sich nach langem Weg in die Kissen zu legen. Sie dachte an den Vater, an die redselige, gute Appertin. Sie sah beide fast lebhaftig vor sich und die Staffelnasse mit den hohen Häusern, die Backstube des Vaters, den Laden, die Zimmer, jeden Winkel. An jeden knüpfte sich eine liebe Erinnerung. Und — und — dort war kein Zwang. Man hatte nicht auf jedes Wort und jede Gebärde zu achten und — und hatte ein rechtes Ansehen bei den Menschen!

Alles das winkte vom andern Ufer. Es zog sie, zog. Sie lief vom See hinweg, die dunkeln Wege zurück, dem Hause zu. Als sie auf den freien Platz vor demselben kam, wurde sie erst inne, wie finster es war. Der Wind, der vorhin in den Linden gerauscht, hatte vom Wasser her Wolken über die Stadt getragen. Kein Stern war mehr zu sehen.

Plötzlich hörte Kordula ihren Namen. Es fiel ihr ein, daß man sie suchte. Es mußte spät geworden sein. Im nächsten Augenblick kam ihr Mann gelaufen. Er war außer sich. Sie hatte den Zurückhaltenden nie so erregt gesehen.

„Mein Gott, wo bist du?“ fragte er, hatte sie überall gesucht, nachdem die Kinder, bei denen er sie glaubte, sie beim Zubettgehen vermißt hatten.

„Ich hatte mich im Garten unten vergessen,“ erwiderte sie.

Er aber großte, daß sie ihn so geängstigt, und als sie bei den Kindern eintrat, ging er schweigend nach seinem Arbeitszimmer.

Kordula küßte die Kleinen, die noch wach waren. Sie war in einem Taumel. Ihre Seele war so von Schmerzen zerstoßen, daß selbst der Anblick der Kinder sie nicht weckte. Sie sprach mit ihnen und betete mit ihnen, aber sie hörte dabei weder ihre eigenen noch der andern Worte. Der kleine Hans

Georg, der ihr besonders anhänglich war, hielt ihre Hände fest, als sie von ihm wollte.

„Nein, nein,“ scherzte er, „so schnell kommst du nicht los.“

Da legte sie geduldig den Kopf neben den seinen auf's Kissen, aber während sie sich seine scherzhaften Liebkosungen gefallen ließ, dachte sie an ganz andres, fühlte, wie ihr Herz klopfte, ihre Hände zuckten und alle Augenblicke ein nervöser Schauer durch ihren ganzen Körper lief.

„Du bist zitterig, wie ein altes Weiblein,“ sagte lachend der Knabe.

Da erwachte sie und sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an; aber es war zu dunkel im Zimmer, als daß das Kind das Entsetzen in ihrem Blick bemerkt hätte. Gleich darauf wurden ihr Kopf und Sinne wieder dumpf, und das einzige, überwältigende Gefühl, das sie besaß, war das Verlangen nach den Lichtern über dem See. Sie sah nur sie und lief ihnen in ihrem Taumel entgegen. Ihre Beine waren bleischwer, aber sie dachte an die Lichter, an die Staffलगasse und alles, was daheim war. Wie in einem Banne lief sie ihnen entgegen.

Siekt stand sie im Flur. Sie hatte eben die Tür am Schlafzimmer ihres Knaben ins Schloß gezogen. Das Schnappen der Falle lag ihr noch im Ohr.

Im Flur war alles still. Nur von draußen kam ein Rauschen wie von schwerem stürzenden Regen. Plötzlich wurde es taghell, dann krachte der Donner.

Ein Gewitter, durchzuckte Rordula ein Gedanke. Dann winkten wieder die fernen Lichter. Sie ging die Treppe hinunter. Als sie eine Tür gehen hörte, hielt sie unwillkürlich die Schritte zurück. Aber niemand kam. So setzte sie ihren Weg fort. Sie ging ganz so, wie sie im Garten gewesen, barhaupt, in dünnem Sommerkleide. Unbemerkt gelangte sie zur Haustür und hinaus.

Die Lichter leuchteten überm See. Sie sah sie, obgleich alles rings um sie dunkel war, ein Sturm die Büsche und Bäume hin und her warf und der Regen in Strömen niederfuhr. Regen und Sturm warfen sich auf sie, als sie hinauseilte. Im Augenblicke klebte ihr das Haar am Kopf, und ihr Kleid hing schwer und klatschend am Körper. Sie fühlte es nicht. Sie lief in ihrem gewöhnlichen Schritt, ohne Eile, durch die Nacht und durch den Regen. Drüben die Lichter! — Denen lief sie entgegen.

IX.

Rordula Brun lag in einer kleinen, niederen Stube an der Staffलगasse. Diese war mit einer fröhlichen grauen Tapete ausgeschlagen, auf der in hundertfacher Wiederholung rote, freundliche Blumen standen. Am Fenster hingen gehäkelte Vorhänge, eine Häfeldecke lag auf dem runden Tisch, eine andere auf der Kommode, kleine schmückten das grüne Sofa.

Alles war sauber, alles verriet bürgerlichen Fleiß und Geschmaç und bürgerliche Wohlhabenheit. Rordula lag gerade jetzt ganz allein, obwohl sonst Meister Severin und Jungfer Appert selten beide von ihrem Lager wichen. Sie war wach und bei Besinnung, aber sie hatte lange in Fiebern gelegen. Sie fühlte, wo sie war, und zuvorderst allen Empfindungen drängte sich ihr ein Behagen auf. Sie durfte sich in Kissen dehnen, brauchte sich nicht mehr mit versagenden Knien zu schleppen. Und — das hier rings um sie — Vorhänge, Möbel, vor dem Fenster die Mauer des Nachbarhauses, alles war ihr heimisch. Rordula lächelte nicht. Sie war zu müde, aber sie war froh, daß alles rings um sie war, wie es war. Ihre Hände strichen über die weiße Decke ihres Bettes. Man sah der Bewegung an und den Händen selbst, die ganz fein und wie milchiges Glas waren, daß die Liegende grübelte.

Ha! Jetzt!

Die Erinnerung kam zurück!

Drüben überm See war eine andere Welt! Sie sah das einfache, vornehme Haus zwischen alten Bäumen, große Stuben und Flure, sorglich langsame, ein wenig eigene Menschen. Unter ihnen war sie, Rordula, gegangen! Sie wunderte sich über das Bild. Wie schlecht hatten sie zusammengepaßt, jene Menschen und sie! Sie waren sicher froh, daß sie fort war, mußten es sein, denn nun waren sie unter sich.

Die — Kinder!

Ein heißer Stich fuhr der kleinen Frau Rordula ins Herz. Sie stöhnte. Dann sagte sie sich tapfer ein paar Wahrheiten:

Kinder sind so glücklich. Wenn sie ihre Spiele haben und ihre Bequemlichkeit und ihre gewohnte Umgebung! Mag von ihrer Seite gehen wer will, sie achten es nicht groß oder fügen sich doch bald in eine Abwesenheit. Zudem — ihre, Rordulas Kinder hingen an der Großmutter und am Vater so viel wie an ihr selbst. So hatten sie noch Liebe genug um sich.

Und — Kaspar, ihr Mann!

Jetzt richtete sich die kranke Frau mit einem Ruck auf, als müßte sie aus dem Bett springen. Sie sah ihren Mann in seiner Studierstube über seine Bücher geneigt, den klugen Kopf mit dem schwarzen Haar und den schwarzen Bartstreifen an den Schläfen in die Hand gestützt, sah ihn, wie er zum Mittagstisch kam, die starken, weißen Hände faltete und das Tischgebet sprach, und sah ihn im Garten, die Arme auf den Rücken gelegt, geradeaus, mit kurzen, sorglichen Schritten, in denen ein wenig von seinem Wesen, seiner Genauigkeit und seiner Ausschließlichkeit sich verriet. Wie es nur gekommen, daß sie gerade ihn liebte? Sie sah jetzt genau die vielen Unterschiede zwischen ihm und ihr. Aber sie liebte ihn doch. Sie hätte jetzt, wie sie durch Nacht und Regen gekommen war, nur noch viel eiliger

heimstürmen und sich vor Kaspar hinwerfen mögen: „Verstoße mich nicht, du! Laß mich dir Magd sein! Nur schicke mich nicht hinweg, so lange ich lebe.“ Sie fühlte, wie ihr Herz nach ihm krank war, und wie sie nicht ohne ihn würde sein können, sicher nicht. Es ging ihr etwas an die Wurzeln ihres Lebens. Dennoch! — Sie biß die Zähne zusammen. Dennoch würde sie nie nach dem Lindenberg zurückkehren. Sie waren dort zu froh, daß sie fort war, mußten froh sein! Kaspar war — ein gerechter Mensch! Er hatte ihr gegenüber nie irgendeine seiner Pflichten versäumt. Aber — er — sie empfand es, als ob sie es aus der Luft einsöge — er fühlte eine Erleichterung, nun sie im Haus fehlte. Und — und Susanna Wertmüller würde kommen und — —

Kordula sank in die Kissen zurück. Ihre Gedanken verwirrten sich wieder. Fieberträume kamen. Sie stürzte sich in den See, der sie gelockt hatte, und plötzlich war Kaspar Brun da und rettete sie. Dann war sie auf einem Berge, hoch, ganz allein mit ihm. Es war ein wunderbarer Friede.

Stundenlang wechselten die Bilder, welche die Fieber ihr vorgaukelten. In allen war Kaspar Brun, in allen er.

Daß er indessen an ihr Bett trat und nicht mehr aus dem Hause wich, daß Frau Brun kam und nach ihr sah, daß die Kinder der Mutter Blumen brachten, wußte sie nicht.

Am Abend kehrte das Bewußtsein zurück. Zwei Ärzte weilten im Hause. Auch Frau Brun und Kaspar waren noch da, nur die Kinder hatte man nach dem Lindenberg zurückgebracht. Kordulas Angehörige gingen in furchtbarer Unruhe von Stube zu Stube. Sie sprachen kaum miteinander, die Bruns, weil eine seltsame Verwirrung sie ergriffen hatte, ein Gefühl der Schuld, so ruhig sonst ihr Gewissen war; die andern, weil die Angst sie stumm machte, auch weil die Nähe der Lindemberger sie befangen machte. Die Bruns setzten oder stellten sich manchmal an ein Fenster, Kaspar besprach sich mit den Ärzten, Meister Severin und Maria Appert waren rastlos vor Angst.

Die Ärzte waren im Zweifel über die Art der Krankheit. Fest stand, daß Kordula sich in der gestrigen Nacht, als sie während des schrecklichen Gewitters vom Lindenberg an die Staffelnasse geeilt, erkältet hatte, daß eine Lungenentzündung drohte, aber es war da — sagten die Ärzte — noch etwas anderes, Seelisches, etwas wie ein Mangel an Mut und Wille zum Leben.

Als Kordula erwachte, standen Kaspar und seine Mutter bei ihr im Zimmer. Frau Clementine war im Begriffe, sich nach dem Lindenberg zurückzugeben, und eben, als sie die Stube verlassen wollte, hatte sie die Anzeichen bemerkt, daß die Kranke sich selbst wieder fand. Kordula wendete den Kopf müde ein wenig zu ihr. Sie wollte freundlich sein, aber sie war zu matt, um in die Mienen die Munterkeit zu bringen, die der gute Wille ihr eingab.

„Verzeiht mir,“ flüsterte sie. „Ich lief fort, — wollte den Vater noch grüßen, wollte — —“

„Du sollst nicht sprechen, Rordula,“ unterbrach Frau Brun sie mahnend. Sie trat ans Bett. Dann kam auch Kaspar näher und nahm Rordulas Hand. Sie fühlte, wie die seine zitterte. Er sprach zu ihr mit sichtlicher Befangenheit. Man merkte ihm deutlich an, wie große, seine Seele erschütternde Gefühle in ihm waren, und wie er doch, der zeitlebens gewohnt gewesen, seine Empfindungen einzudämmen und hinter strengen, äußern Formen zu verbergen, auch jetzt ihnen nicht Raum ließ. Das Gleiche war mit Frau Clementine der Fall. Das Mitleid und eine scheue Liebe blickten ihr aus den Augen, aber ihre ruhige, beherrschte Miene veränderte sich nicht. Beide sprachen ernsthaft, durch die Lage gegebene, wohlbemessene Worte: „Rordula solle sich nicht ängstigen, es würde sicher bald wieder gut sein.“

Rordula begriff nicht. Es war die Zeit da, — das fühlte sie — da mit ihr etwas Großes, Furchtbares vorging. Sie bemerkte, wie Maria Appert flennte, wenn sie aus der Thür ging, ihr Schluchzen drang noch vom Flur herein, und sie sah, wie den alten, gutherzigen, immer munteren Vater das Leid aus dem Gleise warf, daß er fassungslos umherlief. Nur die andern verloren ihre Ruhe nicht, hatten keine Liebesbeweise. Fremd bist du ihnen, schrie es in ihr. Und immer sprach sie sich zu: du wirst nicht zurückgehen, wirst nicht. Sie müssen deiner ledig werden!

Sie rang sich mit einer verzweifelten Kraft, rang sich den Mut ab, da — da an der Staffelnasse zu bleiben, damit das Fremde wegkomme vom Lindenberg, das dort den Frieden störte.

Aber zwanzigmal an diesem Abend, wenn Kaspar, ihr Mann, an ihr Bett kam, peitschte die heiße Sehnsucht sie auf, ihm die Arme um den Hals zu werfen: du, du Einziger. Ich kann dich nicht lassen.

Den Streit, den Rordula so mit sich selbst focht, dauerte die ganze Nacht. Wenn es sie mit Gewalt fortzog, krallte sie die Finger in ihr Bettlaken, als müßte sie sich so festhalten und zwingen zu bleiben, wo sie war.

Am Morgen war sie ruhiger. Die Kinder kamen früh. Frau Brun begleitete sie selbst. Rordula fiel es auf, wie sie in der bescheidenen Stube sich umsahen. Es war etwas Ungewohntes am Hause des Großvaters für sie. Sie waren nicht zu häufig hierher gekommen. Aber auch von ihr selbst schienen sie befremdet. Wie alle Kinder bedrückte sie Lust und Stimmung des Krankenzimmers, und ihr Wesen verriet ihren Wunsch, sich bald wieder entfernen zu dürfen. Rordula sah deutlich, wie sie mehr sich an die Großmutter machten, nicht recht wußten, wie sie sich an ihrem Bette zu benehmen hatten. Der kleine frische Hans Georg sah sie mit seinen großen Augen, die er vom Vater hatte, offen an und fragte: „Warum gehen wir jetzt nicht nach dem Lindenberg zurück? Ich möchte lieber in den Garten.“

Siehst du, sagte Rordula zu sich selber, auch sie, — auch sie werden dich

nicht vermissen, und sie spähte und spähte die Kinder aus und meinte zum ersten Male viele Züge an ihnen zu finden, die sie von Vater und Großmutter hatten, entdeckte, daß sie nicht waren wie sie, Rordula, selbst. Es — es war auch das: — auch zu den Kindern gehörte sie innerlich nicht mehr.

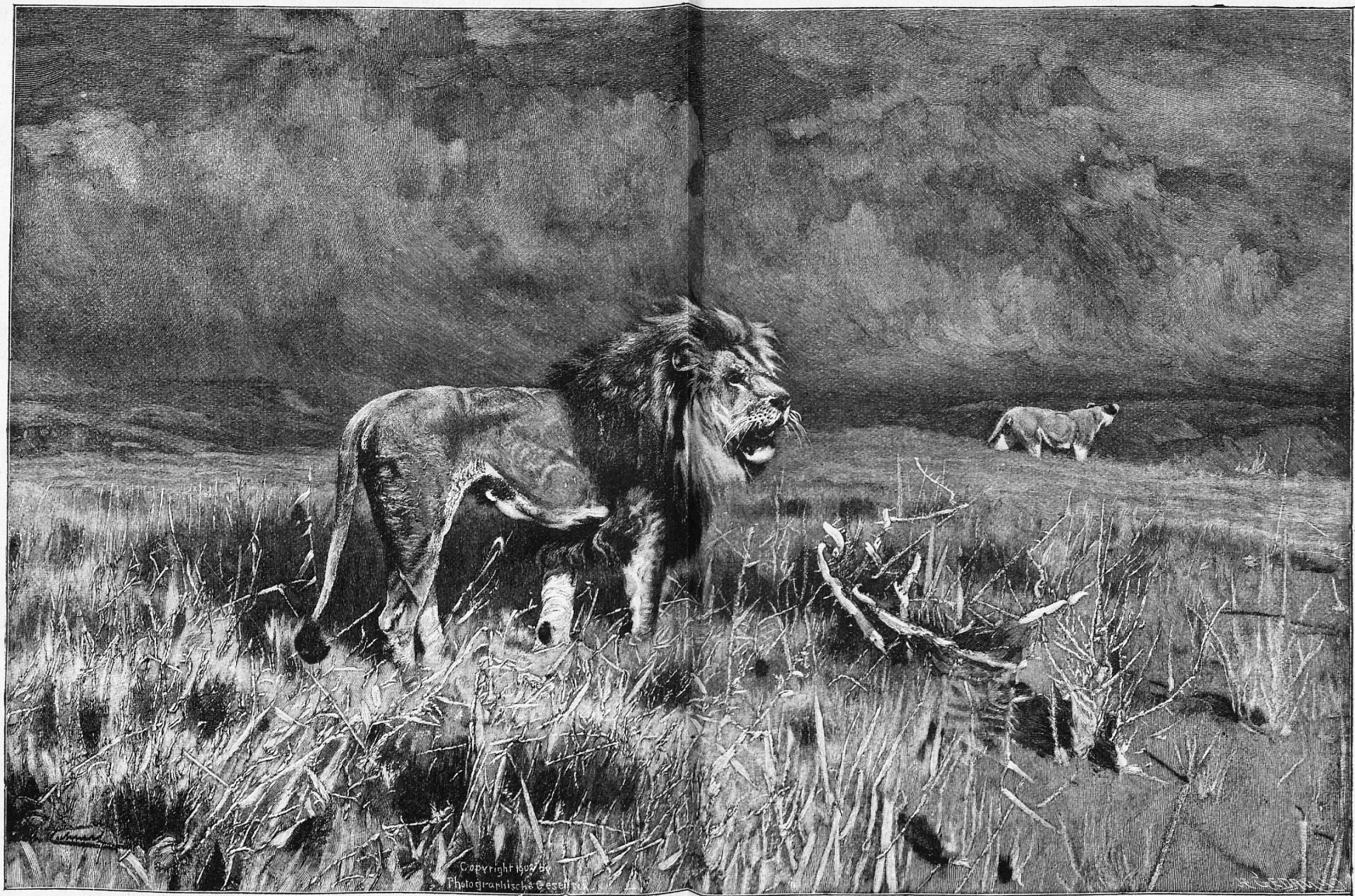
Am Nachmittag kamen die Ärzte wieder. Sie hatten schon am Vormittag den Kopf geschüttelt und es für ein beängstigendes Zeichen erklärt, daß das Fieber so jäh zurückgegangen sei.

„Wir stehen vor einem eigentümlichen Fall,“ erklärte der eine. „Es ist, als ob ein Wanderer, aller seiner Kräfte bar, sich an einem Wege niederwürfe und erklärte, er komme nicht weiter.“

Da wurde Kaspar Brun weiß, als müßte er selber sterben, und ging aus der Wohnstube, wo ihm der Arzt das gesagt hatte, ins Zimmer Rordulas hinauf.

Es war alles wie mit leiser Goldfarbe betupft, als er eintrat. Durch irgend ein Wolfenspiel war ein ganzes Bündel gebrochener Sonnenstrahlen im Zimmer zerstreut. Auf einer Wand spielte das Licht, huschte wie ein Vögelein jetzt auf, jetzt ab, ein Goldtellerchen lag auf dem Kirchengesangbuch der Jungfer Appert, das sie auf die Kommode drüben hingelegt hatte, und ein sanfter, zärtlicher Schein hatte sich auf die Decke der Rordula gebreitet, gerade dorthin, wo ihre müde, durchsichtige Hand lag. Diese Sonnensplitter gaben der saubern Stube eine merkwürdige Freundlichkeit, wie ein paar ruhige Kerzen sie in das Innere einer kleinen Kapelle werfen. Kaspar mußte nachher nie, wie es geschah, aber er mußte auf einmal an den Waldspaziergang denken, den er an einem Morgen vor vielen Jahren mit Rordula unternommen hatte und dem ihre Verlobung gefolgt war. Sie selbst erschien ihm jung wie damals. In dem Lichte, das über ihr lag, ließen sich die vielen grauen Fäden ihres Haars nicht erkennen, sie schienen alle goldbraun, und die Falten an Mund und Augen traten nicht hervor, besonders aber war ihre Hand noch immer dieselbe, die ihm damals aufgefallen war, ungewöhnlich zart und schmal und doch eine verborgene Stärke verratend. Das alles war schuld, daß zum erstenmal seit all den Jahren ein Gefühl in Kaspar wieder erwachte, das damals in ihm gewesen, ein zärtliches Wohlgefallen. Zum erstenmal begriff er wieder seine damalige Denkungsweise, und wenn er auch jetzt ein ganz anderer war und wußte, wie er sich geirrt hatte, so wachte doch etwas in ihm auf, dem seine Selbstbeherrschung nicht mehr gewachsen war. Es arbeitete in ihm und brach die Fesseln, in denen er sonst sowohl die äußere Gebärde wie Worte und Gedanken hielt. Und als Rordula, die bisher schweigend gelegen, langsam das Gesicht ihm zuwandte, lächelte und sagte: „Du bist so gut, daß du schon wiederkommst!“, da versagte seine Fassung. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen, der am Bett stand, senkte den Kopf auf die Decke und weinte.

Rordula staunte. Sie wußte vor Staunen zuerst nicht zu erkennen, was



Gewitterstimmung. Nach dem Gemälde von Wilh. Kuhnert.

mit ihm vorging. Es war so etwas Außergewöhnliches, was da geschah, daß sie unwillkürlich von ihm hinweg wich und ihn voll Schrecken betrachtete. Und als sie sah, daß er wirklich weinte, fiel es wie Schleier von ihren Augen und wußte sie, die so wenig Weltkluge, Dinge, die sie früher nie gekannt hatte. Dann begann sie: „Ich will dir etwas sagen, ehe ich es wieder vergesse oder ehe es zu spät ist. Du darfst dich nicht quälen, deinet- und meinetwegen. Wir Menschen können nicht anders, als unsere Natur uns führt. Der eine ist so geschaffen und der andre so, und sein Wesen bringt zum Ausdruck, was sein Inneres birgt. Wenn nun zwei im Innersten verschiedene Menschen nebeneinander gehen und ihr Leben nach einem einzigen Grundsatz gestalten sollen, so kann es wohl geschehen, daß ihre Natur sich dagegen sträubt und daß sie trotz allen guten Willens aus der Verschiedenheit ihrer Erziehung und Veranlagung heraus einander Leid antun müssen. Stille Gewalten, anerzogene Ansichten, Gewohnheiten, Wünsche und Hoffnungen bestimmen ihnen den Weg, so sehr sie gewillt sind, einen andern zu gehen. Keines kann über sich selbst hinaus! So sind wir zwei nebeneinander gegangen und doch nie zusammengekommen. Für unsern Frieden gibt es nur ein Mittel, daß eines von uns — — —“

Sie stockte, wie von einem Krampf geschüttelt. Kaspar fühlte, wie ihre Finger sich noch fester um die seinen schlossen. Er empfand aus dem Drucke ihrer Hand die ganze Wucht ihres Willens. Sie war so groß, daß er atemlos wie vor etwas Übernatürlichem stand.

„Und ich will gehen,“ sagte sie da wieder.

Da fuhr Kaspar auf. Es war ihm, als fühlte er, wie sie sich zwang zu sterben, und als müßte er sie halten. Er erkannte wieder und deutlicher als je, wie sie ihn liebte, wie ihr Herz von dieser Liebe glühte. Und wiederum aus geheimnisvollen Ursachen ahnte er und überkam ihn ein Empfinden, als ob sie jetzt mit verzweifelmtem Mute, gleichsam als täte sie es mit ihren kleinen, zarten, heimlich starken Händen, dieses Herz in sich zerbrach.

„Kordula,“ stieß er heraus.

Sie lächelte. Ihre Augen waren feucht. Sie sah ihn wunderbar an.

„Susanna,“ stammelte sie. Sie wollte ihm etwas von ihr sagen. Es war vielleicht, daß sie meinte: Du hast ja sie.

Aber sie konnte nicht vollenden. Sie fiel plötzlich zusammen.

So, als wäre es wirklich; so, als hätte sie ihr Herz gewaltsam in sich zerbrochen.

Man begrub Kordula Brun. Maria Appert hatte Meister Severin be-
stürmt, sie nicht in das prunkvolle Familiengrab der Brun legen zu lassen.
„Soll sie nicht einmal im Tod eine Heimat haben?“ sagte die Erregte. Allein
Meister Nägeli, der trotz seiner Menschenfreundlichkeit und Güte ein starker
Mann war, wischte sich die spärlichen Tränen aus den Augen und erwiderte:

„Habe ich ihnen mein lebendes Kind gelassen, so will ich ihnen mein totes nicht nehmen.“ Er sagte das so entschieden, daß Jungfer Appert nicht zu widersprechen wagte. Sie staunte aber und staunte besonders über die veränderte Art, mit der Meister Severin den Bruns begegnete. Sie wußte, daß er mit seinem Schwiegersohn eine Unterredung gehabt, und hatte die beiden Männer nachher aus dem Zimmer treten sehen, in dem diese stattgefunden. Auf beider Gesichter hatte ruhiger Ernst und tiefe Trauer gelegen, jedoch keinerlei Groll gegeneinander. Maria Apperts ungeduldige Seele begriff den Meister nicht. Wer war schuld an Rordulas Tod? Wer anders als ihr Mann, der sie nie verstanden hatte? Und Meister Severin reichte diesem Mann über das Totenbett hin eine versöhnliche Hand. Maria zürnte. Aber irgendwie wagte auch sie nicht, den Bohn zu zeigen. Kaspar Brun war bis zum Begräbniß im Hause ein- und ausgegangen. Er ging unter ein schweres Leid gebückt. Er wußte es vielleicht erst jetzt, ein wie guter Mensch die Frau gewesen, die ihm gestorben war. Und sein Gram, daß er ihr kein Glück hatte geben können, war so tief, daß Meister Severins Groll davor zerbrach. Ja, das Wesen des Schwiegersohnes, wie er es in diesen Tagen zeigte, zwang den Alten zu einer stillen Hochachtung. Und es begab sich, daß Meister Severin und die Bruns, wenn sie sich im späteren Leben begegneten, mit größerem Verständnis füreinander sich betrachteten und mit geduldiger Freundlichkeit einander ertrugen als zu Rordulas Lebzeiten.

Auf dem Lindenberg zog dann die Luft ein, in der die Bruns gern atmeten. Sie duftete ein wenig nach Altextümlichkeit. Sie wahrten ängstlich die äußere Form und regelten ihr Leben nach schlichten Gesetzen mit einer fast lächerlichen Reinlichkeit und Genauigkeit. Selbst die Kinder wuchsen in diese Art hinein. Ihre Spiele waren nicht laut. Sie achteten auf ihren Umgang und waren selbst untereinander und gegen Vater und Großmutter von umständlicher Höflichkeit. Die Großmutter hatte die Erziehung in Händen.

Dennoch lag über all den Menschen etwas, was sie in den Augen vieler groß machte. Es war nicht ihr wachsender Reichtum, der dazu mithalf. Es lag in ihnen selbst. Sie waren in ihrem Leben wie in ihrem Äußeren gleichsam die Urbilder der allem Unschönen sich fernhaltenden Ehrenhaftigkeit.

Wie ehrenhaft sie waren, hätte etwas der Welt beweisen können, was ungesehen von dieser in der dunkeln, vornehmen Wohnstube einige Monate nach Rordulas Tod sich begab.

Zum erstenmal nach langer Zeit saß Susanna Wertmüller wieder bei Frau Elementine. Die Kinder lagen zu Bett. Die zwei Frauen waren allein. In den Bäumen des Gartens rauschte ein Frühlingsregen. Die Fenster der Stube stand offen; denn es war warm. Der Regen rieselte in feinen Fäden auf junggrünes Laub. Der Himmel war grau, aber fern

über dem See lag eine lichte Stelle, wo noch etwas wie letztes Abendrot schimmerte. Die beiden Frauen arbeiteten. Ihre Hände handhabten zierlich die Nadel. Ihre Köpfe — der schneeweiße der alten und der schöne bleiche, rot-haarige Susanna — waren gesenkt. Unter grünem Schirm hervor traf sie das Licht ihrer Lampe.

Sie sprachen von Kordula, wie das natürlich war. Frau Brun erzählte von ihrer seltsamen Krankheit. Sie fand viele stille lobende Worte für die verstorbene Tochter. Als sie mitten im Gespräch waren, kam Kaspar herein. Er war ein wenig gealtert. Es lag mehr noch als früher die Überlegenheit des Großkaufmanns in seinem Wesen. Sein Gesicht war bleich. Mit seinen gemessenen Bewegungen kam er in seinem schwarzen Gehrock auf Susanna, die aufstand, zu. Sie wechselten ein paar dem Augenblick schickliche Worte. Man setzte sich wieder und kehrte zum unterbrochenen Gespräch zurück. Und plötzlich erinnerten sich sowohl Kaspar als Susanna jenes gemeinsamen Abendgangs, da sie einander erraten hatten. Sie fühlten, daß etwas gesagt werden müsse, was ihr früheres Verhältnis kläre und ihr ferneres feststelle. Innerlich dazu gedrängt, begann Kaspar von den letzten Augenblicken Kordulas zu erzählen. Er zeigte eine Offenheit, die Frau Brun aufsehen ließ und in Susannas fahles Gesicht einen Schein von Röte trug. „Ich habe den Wunsch“, sagte er, „mich mit Ihnen auszusprechen, Fräulein Susanna, die Sie uns eine wahre Freundin sind.“

Dann schilderte er, wie seine Ehe Schatten gehabt. Er tat es mit einer sichtbaren Absicht. Und endlich sagte er laut und mit schwerer Betonung die Worte: „Es wird mir mein ganzes Leben lang ein unauslöschlicher Eindruck bleiben, daß um meines, wenn auch unwillkürlichen und vielleicht entschuldbaren Fehls willen ein so braver Mensch hat leiden müssen.“

„Wir werden alle daran zu tragen haben,“ sagte Frau Clementine.

„Es scheint weniger Schuld als Schicksal,“ bemerkte darauf mit ihrer tiefen, dunkeln Stimme Susanna.

Sie hob den Blick. Ihre und Kaspars Augen trafen einander. In den ihren leuchtete ein Rest von Verlangen nach etwas, was schon halb verloren war, aber es war bezeichnend, wie keiner der drei stillen, aufrechten Menschen einen Versuch machte, davon zu sprechen, daß ihre Wege nun freier waren, und daß etwas aus ihrem Leben hinausgegangen war, was nicht sich hineingefügt hatte. Sie vermochten nicht ein eigenes Glück auf einer Zeit aufzubauen, in der sie das Glück eines andern hatten zerschellen sehen. Zwischen Kaspar Brun und Susanna Wertmüller stand die tote Kordula fast mehr als die Lebende gestanden.

Der Regen rauschte. Eine Kühle wehte ins Zimmer. Ein Duft erster Blumen kam mit herein.

„Nun werden Sie wieder häufiger zu meiner Mutter kommen, nicht wahr?“ sagte Kaspar Brun zu Susanna, während er sich erhob.

„Gewiß,“ gab sie zurück.

Und sie wußte, daß sie kommen und er nicht wie früher da sein werde.
So geschah es.

Kaspar wuchs mehr und mehr in Geschäft und Ehrenstellen hinein. Susanna Wertmüller verband eine feste Freundschaft mit Frau Klementine. Sie beschäftigte sich auch mit den Kindern, die sie lieb gewann. Die Kinder wuchsen heran. Susanna alterte. Wenn Kaspar Brun und sie einmal zusammentrafen, sprachen sie ruhig und ohne Not von vielen Dingen. Von dem, was sie an jenem Abend gesagt, redeten sie nicht mehr.

Es Schtärndli.

Wis lüchtet, stümmret dert hoch übrem Bärkli? —

Es chlyses Schtärndli gelt im Heimet zue.

Ids Hügelhus dert bringt me schtill es Särkli.

Es Briegge geit dür d'Abedrne, —

Der Näbel schlycht der Hang uf, geit dür d'Matte,

Und d'Nacht deckt bald de alles Ärdeweh.

Wyt abehär der schwarze Wulfeschatte,

Da ma me d's Schtärndli nimme gseh. —

Walter Morf, Bern.

Etwas von Bauern- und Wetterregeln.

Sie sind oft ein Gegenstand des Scherzes oder gar des Spottes, die sogenannten Bauern- und Wetterregeln. Und wenn der gute Einfall recht hat, der da meint, die Ausnahmen seien dazu da, die Regel zu bestätigen, so gehören die Bauernregeln zu den bestbestätigten Dingen dieser unserer so wohl geregelten Welt. Wie häufig treffen sie gar nicht zu; das Wetter erlaubt sich ja manchmal so unerwartete Launen und Seitensprünge, daß daran alle Bauern- und alle Wetterregeln zu schanden werden, wie in andern Erdstrichen, so auch in der Schweiz, von der einer einmal geverselt hat:

„Es geht doch alles verkehrt in der Schweiz:

Im Winter regnet's, im Sommer schneit's.“

Also Vorsicht gegenüber den Bauernregeln, und zwar den ernsthaft gemeinten. Bei den scherzhafteu ist sie ja nicht nötig, als da sind:

„Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,
Ändert das Wetter oder bleibt, wie's ist.“

„Ist der Monat Mai vorbei,
Gibt es auch im Juni Heu.“

„Regnet im August es oft,
Kommt der September nicht unverhofft.“

„Stürmt es in der Sylvesternacht,
Ist bald wieder ein Jahr vollbracht.“